

Dr. Helmut Lichtenfeld: Marktforscher – Verleger – PR-Publizist

**Einführung in den Nachlass in der Stiftung
Deutsches Technikmuseum Berlin (DTMB, Bestand I.4.313)**

Von Prof. em. Dr. Klaus J. Bade
Bartningallee 7, 10557 Berlin
kjbade@gmx.de / www.kjbade.de

Gliederung

1. Lebensgeschichtliche Dokumente und Literatur
2. Familiengeschichte in Hessen, Paris und Nordrhein-Westfalen
3. Kindheit, Jugend, Schule, Ausbildung und berufliche Anfänge in Essen
4. Reichsarbeitsdienst
5. Wehrdienst
6. Kriegseinsatz, erste und zweite Verwundung, Kriegsnotabitur und Studium.
7. Studium und Eheschließung mit Irene Lichtenfeld in Österreich
8. Familienzuflucht im nordhessischen Roda/Burgwald, Promotionsstudium an der Universität zu Marburg
9. Beschäftigungsverhältnisse 1949/50
10. Public Relations I: die Griffon Gesellschaft für Marktpflege mbH, die Schlagzeugfirma Sonor und die Jazz-Zeitschrift ‚der drummer‘, 1953-56
11. Public Relations II: der Senator Verlag, die DB und die Jugendzeitschrift ‚Pfiff‘/‚DB mit Pfiff‘, 1957-86
12. Scheitern und Scheidung der Ehe mit Irene Lichtenfeld
13. Neue Partnerschaft, Ansiedlung in Kriftel im Vordertaunus 1971, Tod 2003

Dr. rer. pol. Helmut Heinrich Wilhelm Lichtenfeld (13. 3. 1915 – 2.1.2003) war mein Onkel mütterlicherseits (Bruder meiner Mutter Marianne Bade-Weidemeyer, geb. Lichtenfeld, 1919 – 1990). Nach seinem Tod habe ich als Alleinerbe die Hinterlassenschaft meines Onkels aufgelöst.

Ein Teil der hinterlassenen Materialien wurde 2012 dem Archiv der Stiftung Deutsches Technikmuseum Berlin (DTMB) übergeben. Er umfasste ca. 150 Hefte der von Helmut Lichtenfeld in seinem Senator-Verlag, Frankfurt a. M. im Auftrag der Hauptverwaltung der Deutschen Bundesbahn herausgegebenen Zeitschrift ‚Pfiff‘/‘DB mit Pfiff‘, andere Verlagspublikationen zahlreiche Dias, Negative und einen sehr großer Bestand an Fotos aus der Zeitschriftenarbeit.

Der zweite Teil des Nachlasses umfasst in einem Leitzordner zusammengeführte, lebensgeschichtlich geordnete Fotos und Dokumente. Die Übergabe an das DTMB erfolgte im Dezember 2018. Aus den nachgelassenen Dokumenten und aus der eigenen Erinnerung schreibe ich als Einführung diese Lebensskizze. Die Gliederung entspricht derjenigen der in diesem Ordner gesammelten Materialien.

1. Lebensgeschichtliche Dokumente und Literatur

Dokumente und Literatur sind zum einen Teil hier versammelt, zum anderen Teil in die einzelnen Kapitel eingebaut.

2. Familiengeschichte in Hessen, Paris und Nordrhein-Westfalen

Helmut's Familiengeschichte beginnt in den alten nordhessischen Gemeinden Burg-Gemünden und Roda im Burgwald¹:

¹ Zum Folgenden s. Klaus J. Bade, *Europa in Bewegung, Migration vom späten 18. Jahrhundert bis zur Gegenwart*, Verlag C. H. Beck, München 2000, S. 77f.; ders., *Historische Migrationsforschung. Eine autobiografische Perspektive*, *Historical Social Research (HSR) Supplement* 30, Verlag GESIS, Köln 2018, S 28ff.

Helmut's Mutter, Maria („Mary“) Sehart (1890-1959), stammte aus dem Dorf Burg-Gemünden im oberhessischen Vogelsbergkreis, wo der Familienname ‚Sehart‘ schon im 16. Jahrhundert nachweisbar ist. Die Gemeinde zählte in den 1840er Jahren 83, zusammen mit den zum Amt gehörenden umliegenden Dörfern insgesamt 143 Familien.

Sie lebten vorwiegend von kleinbäuerlicher Landwirtschaft, Hausweberei und zusätzlich von Beschäftigungen in den umliegenden Steinbrüchen und Eisenerzgruben sowie von dem stark verbreiteten und traditionsreichen Messerschmiedehandwerk, das im Industrialisierungsprozess niederging, bis 1914 die letzte Messerschmiede verschwunden war. Migrationspfade liefen im 19. Jahrhundert von Burg-Gemünden aus ins aufsteigende Ruhrgebiet, nach Paris und in die Vereinigten Staaten, wobei es mancherlei Verschränkungen gab: von Burg-Gemünden nach Paris und weiter in die USA oder auch von Paris aus ins Ruhrgebiet.

Der Vater von Mary Sehart, Konrad Sehart (1869-1945), war 1886 nach Paris ausgewandert, hatte dort seine ebenfalls aus dem Hessischen stammende Frau Louise, geb. Naumann, kennengelernt und arbeitete dort zunächst als Tagelöhner, dann als Lohnbuchhalter in einem Lederwarenbetrieb, in dem auch seine Frau Beschäftigung fand. Sein Weg nach Paris stand im Zeichen einer familiären Kettenwanderung, weil dort schon vor der Mitte des 19. Jahrhunderts zugewanderte Verwandte und Bekannte lebten, von denen einzelne auch von Paris aus in die USA (Philadelphia) weiterwanderten. In Paris „bestand schon damals eine Art Hessische Kolonie mit eigener Kirche und eigenem Pfarrer, so dass die heimatlichen Gebräuche auch dort weitergepflegt werden konnten“, heißt es in einer Chronik der Familie Sehart.

In Paris gab es – neben deutschen Zugehörigen der intellektuellen Oberschicht (z.B. Heinrich Heine) und einer fest ansässigen Handwerkerelite (z.B. im späten 18. Jahrhundert David Roentgen) – im 19. Jahrhundert starke deutsche Kolonien im Bereich von kleinem Mittelstand und einem ebenso elenden wie hochmobilen Subproletariat, dessen Zugehörige man als die deutschen ‚Gastarbeiter‘ von Paris umschrieben hat.

„Schon die Straße, die sich in der Achse der Rue La Fayette fortsetzt, trägt den Namen der Route d'Allemagne, und in dem ganzen Viertel ringsumher sehen wir die Häuser mit deutschen Namen bedeckt. Gasthäuser, Hotels Garnis, Kaffeehäuser, Läden und Werkstätten sind von den Angehörigen dieser Nation in Anspruch genommen; aber vor allem beherbergt dieser Stadtteil ein deutsches Proletariat, von dem nur wenige Pariser und selbst wenige der dort lebenden Deutschen eine Ahnung haben“, berichtete der 1849 aus Deutschland ins Exil geflohene Revolutionär und spätere Bankier und Politiker Ludwig Bamberger 1867.²

Wenn man sich im Paris des späten 19. Jahrhunderts mit Gassenkehrern, Erd- bzw. Tiefbauarbeitern, aber auch Dienstmägden unterhalten wollte, konnte es in der Tat hilfreich sein, hessischen, elsässischen oder pfälzischen Dialekt zu verstehen, denn viele dieser Arbeitskräfte beiderlei Geschlechts stammten aus Hessen, dem Elsass und der Pfalz. Ein Teil der Familie Sehrts aus Burg-Gemünden war in Paris im Kleingewerbe mit Kundschaft auch aus diesen deutschen Sozialmilieus tätig, was man heute *ethnic business* nennen könnte.

Der subproletarische deutsche Arbeitsmarkt in Paris brach zusammen, als im Zuge der anhaltenden Wirtschaftskrise seit den 1880er Jahren keine ausländischen Arbeitskräfte mehr in den städtischen Reinigungsdiensten und anderen kommunalen Beschäftigungsbereichen eingestellt und dort schon tätige zugunsten französischer Arbeitskräfte entlassen wurden. Es setzte eine Rückwanderungswelle unter den deutschen Arbeitskräften ein, wobei auch die in Essen gewaltig expandierende Firma Krupp in Paris um Rückwanderer warb, „mit besseren Löhnen und Gehältern und guten Versprechungen für Arbeit und Wohnung“, wie es in einem Bericht im Familienarchiv Sehrts heißt.

Helmut's 1890 in Paris geborene Mutter, meine spätere Großmutter, kehrte im Alter von sieben Jahren mit ihren Eltern und zwei deutlich jüngeren Geschwistern aus Frankreich zurück. Die Prägung durch die Jugend in Paris blieb ihr zeitlebens erhalten. Der Weg der Familie führte aus Paris in den gewaltig expandierenden urbanen Schmelztiegel des Ruhrgebiets, nach Essen, wo sich Konrad Sehrts im Dampfkesselbetrieb der Firma Krupp wieder

² Hierzu Wilfried Pabst, Subproletariat auf Zeit: deutsche ‚Gastarbeiter‘ im Paris des 19. Jahrhunderts, in: Klaus J. Bade (Hg.), Deutsche im Ausland – Fremde in Deutschland. Migration in Geschichte und Gegenwart, München 1992, S. 263-270.

hocharbeitete bis zum Bürobeamten: vom Heizer am Kessel über den Aufseher und später Verwalter eines großen Magazins mit Ersatzteilen für die Heiz- und Flammrohrkessel bis zum Oberbuchhalter in der Lohnbuchhaltung. Als während des Ersten Weltkriegs französische Gefangene zur Arbeit bei Krupp einrücken mussten, wurde Konrad Sehrt zugleich als Dolmetscher engagiert.

* * *

In Essen lernte Mary Sehrt ihren späteren Ehemann, Helmut's Vater Heinrich Lichtenfeld kennen, der ebenfalls aus einer nordhessischen Bauernfamilie³ stammte:

Familiensitz der Lichtenfelds war das kleine arme, aber alte Roda im Burgwald (heute Rosenthal/Roda) zwischen Marburg und Frankenberg. Abgesehen von zwei großen Höfen, deren Namen zum Teil bis ins 14. Jahrhundert zurück zu verfolgen sind, waren die kleinbäuerlichen Nebenerwerbsbetriebe meist wenig ertragreich.

In Roda gab es deshalb ebenfalls eine beachtliche transatlantische Auswanderungstradition: Viele Höfe hatten Verwandte in den USA und oft gab es auch im 20. Jahrhundert noch Nachwanderungen auf diesen transatlantischen Migrationspfaden. Jungen und Mädchen aus dem Dorf begleiteten die Auswanderer dann bis zum Bahnhof im benachbarten Ernsthausen und sangen ihnen dort das Abschiedslied ‚Nun ade du mein lieb Heimatland...‘, wodurch sie sich auch selbst mit Auswanderung als Alternative zur dörflichen Armut zu beschäftigen lernten.

Vor allem aber unterhielten die Kleinbauern von Roda ihre Familien außerhalb der Saison als Waldarbeiter in den umschließenden Staatsforsten sowie durch zwei migratorische Beschäftigungen – Wanderarbeit und Wanderhandel: Es gab zahlreiche auch über größere Distanzen wandernde Pflasterer sowie Wanderhändler, die mit ihren Kuhwagen in Hausproduktion hergestellte Reisigbündel, Bohnenstangen oder Sensenstiele verkauften.⁴

³ Familiengeschichte: Katharina Paulus, Schwarze Butter. Kindheit und Alltag in einem hessischen Dorf in der Mitte des 20. Jahrhunderts, Vechta 2012; dies., Moospantoffeln. Leben in der Nachkriegszeit in einem hessischen Dorf, Vechta 2016. Katharina Paulus verdanke ich darüber hinaus wichtige familiengeschichtliche Hinweise.

⁴ Paulus, Schwarze Butter, S. 30f.

Helmut's Großvater Heinrich Lichtenfeld (1858-1943) wollte den kleinen alten Familienhof neben der Dorfkirche in Roda nicht übernehmen, auf dessen Wiese hinter dem Garten noch die zugeschütteten Reste des von einer Quelle gespeisten alten herrschaftlichen Jagdbrunnens liegen, der wohl zum Anfang der Besiedlung gehörte. Er hatte ein zwiespältiges Verhältnis zur klein- bzw. armbäuerlichen Landwirtschaft. Angeblich sagte er gern: „Gott schenke mir Mut und Kraft und bewahre mich vor der Landwirtschaft!“.

Er wanderte deshalb mit einem Stock und einem daran gebundenen Kissenbezug mit den lebensnotwendigen Utensilien über der Schulter nach Essen, wofür er eine gute Woche brauchte. In Essen gab es schon zugewanderte Verwandte, so dass sich auch hier Kettenwanderungen entfalteten. Und doch wuchsen mit zunehmendem Alter die Neigung und schließlich der Entschluss, nach dem Ende des Erwerbslebens in der fernen Montanindustrie wieder aufs Land zurückzukehren.

Heinrich ging bei Krupp in die Lehre, zwei seiner Brüder wanderten ihm nach und fanden ebenfalls Arbeit bei Krupp. Heinrich stieg bei Krupp vom Schmiedelehrling über den Schmiedemeister bis zum Werkmeister auf, ging aber schon mit 56 Jahren in Pension und erfüllte sich mit den in Essen gemachten beträchtlichen Ersparnissen seinen späten Lebenstraum: Er kehrte 1918 mit seiner – dort schon bald verstorbenen – Frau in sein kleines Heimatdorf im Burgwald zurück und erwarb einen am Dorfrand neu errichteten Hof, dessen Besitzer im Ersten Weltkrieg gefallen war. Die Söhne des Großvaters, darunter Helmut's Vater Heinrich Lichtenfeld, waren so im Ruhrgebiet integriert, dass eine Rückkehr ins ländliche Milieu für sie nicht mehr in Frage kam.

In Roda betrieb der pensionierte Krupp-Werkmeister, eher als Hobby und gelegentlich unterstützt von zwei Helferinnen aus dem Dorf, eine kleine Landwirtschaft mit einigen Äckern, Heu in der Scheune und etwas Vieh im Stall. Und er starb schließlich auch, 85jährig, 1943 an den Folgen eines Arbeitsunfalls auf dem Hof, nachdem er beim Hochgabeln des Heus auf den Scheunenboden vom Wagen gestürzt war. Mit der Rückkehr des ‚aale Lichtefellers‘ (‚alten Lichtenfeld‘) entstand in Roda der zweite Lichtenfeld-Hof, neben dem alten Hof in der Dorfmitte mit der Hausnummer 48 (‚Roda 48‘, heute Kirchweg 3), nach

der neuen Hausnummer ‚Roda 76‘ genannt wurde. Die Familie Lichtenfeld spielte in Roda, ebenso wie die Familie Sehrt in Burg-Gemünden, eine erhebliche Rolle.

* * *

Am Ende des Zweiten Weltkriegs und nach dem Krieg kehrten Helmut's Eltern – wie seinerzeit seine Großeltern – aus Essen nach Roda im Burgwald zurück. Dorthin wurden auch die Möbel transportiert, die aus der großen, durch einen seitlichen Bombentreffer aufgerissenen Wohnung in Essen noch hatten gerettet werden können.

In Roda fanden sich nach 1945 auch zwei Brüder von Helmut's Vater Heinrich Lichtenfeld, Hans und Willi Lichtenfeld, dauerhaft ein. Beide waren als ‚alte Kämpfer‘ Nationalsozialisten der ersten Stunde gewesen, Träger des goldenen Parteiabzeichens wegen Ihrer Mitgliedschaft in der NSDAP schon in den 1920er Jahren. Das machte einen Unterschied zu Vater Heinrich Lichtenfeld, der – wie das Familienoberhaupt des anderen Rodaer Lichtenfeld-Zweigs, Henner Lichtenfeld – nie Parteimitglied war.

Helmut's Vater, mein Großvater Heinrich Lichtenfeld, von Beruf zunächst Technischer Zeichner, dann Konstrukteur, spielte gut Violine und Klavier, hatte aber im Ersten Weltkrieg den linken Arm verloren. Es wurde berichtet, dass er mit dem nur noch an Sehnen hängenden Körperteil zu den Sanitätern torkelte und, bevor er bewusstlos wurde, darauf bestand, den Arm anzunähen, weil er ihn für sein Violinen- und Klavierspielen brauche. Dem stand dann im Lazarett die Gefahr des Wundbrands entgegen. Nach der Amputation ins Zivilleben nach Essen zurückgekehrt, gründete und leitete er dort einen Männergesangsverein, um Ersatz für das nicht mehr mögliche instrumentale Musizieren zu finden. Seine letzten Worte unmittelbar vor dem Tod lauteten: „Das Schlimmste, was jetzt kommt, ist, dass ich keine Musik mehr hören kann.“

Musikalisch waren seine beiden seit dem Kriegsende in Roda lebenden Brüder auch: Wenn die drei im großen Garten auf der anderen Straßenseite werkten und meine Großtante Elisabeth, die Frau von Hans Lichtenfeld, zum Beispiel aus dem Fenster rief „Hans, Brahms!“ oder „Beethoven“, dann stürzten die Brüder ins Haus, um in der Parterrewohnung von Hans und Elisabeth

Lichtenfeld das Konzert im Radio zu genießen, was wegen des an den Gartenstiefeln hereingetragenen Schmutzes nicht selten Ärger gab.

Hans, der als einziger unter den Brüdern das Abitur hatte, war aufgrund seiner NS-Mitgliedschaft im Finanzamt zu einer hohen Position gekommen. Nach der Entnazifizierung wurde er zum Oberinspektor degradiert und musste in Roda eine Zeit lang als Holzfäller im Wald arbeiten. Sein Bruder Willi Lichtenfeld, der auf Frauen mächtig Eindruck machte, stets eine sorgfältig gebundene Fliege trug und Jean Gabin täuschend ähnlichsah, hatte in Essen keine NS-Karriere gemacht, sondern war eher ein Spring-ins-Feld, der sein Geld mit wechselnden Berufen, auch mit ‚Büdchen‘ (kleinen Straßenlädchen, vorzugsweise zum Alkoholverkauf) verdient hatte und dabei wiederholt, zuletzt mit einem Tabakgeschäft, Pleite gegangen war.

Helmut's Mutter hatte ihren Mann, der mit dem Nationalsozialismus nicht im Sinne hatte, immer wieder vergeblich animiert, auch in die NSDAP einzutreten, um beruflich so gut voranzukommen wie sein Bruder Hans Lichtenfeld. Irgendwann wurde es dem Großvater zu viel. Er ließ sich von seiner Frau den Holzarm mit der schwarzen Lederhand anschnallen, zog seinen dunklen Anzug mit den Weltkriegsorden an, marschierte zum nächsten Parteibüro, erklärte seinen Eintritt in die Partei – und erhielt zu seiner Überraschung eine Abfuhr: So einfach gehe das nicht, Weltkrieg hin, Weltkrieg her. Um Parteimitglied zu werden, müsse man zunächst einmal...-

Der Großvater war empört, knallte sein Holzarm auf den Tisch, rief „Dann könnt Ihr Nazis mich am Abend besuchen!“ und ging unverrichteter Dinge wieder nach Hause. Sein mutiger Auftritt als ordensgeschmückter Kriegsversehrter im Parteibüro blieb folgenlos. Helmut's Vater war in Roda nach dem Zweiten Weltkrieg Ortsvorsitzender des *Verbandes der Kriegsbeschädigten, Kriegshinterbliebenen und Sozialrentner Deutschlands e. V.* (VdK). Er kümmerte sich dort um die alltäglichen Probleme der VdK-Mitglieder und organisierte für sie und ihre Angehörigen gelegentlich auch kleine Bildungsreisen in Gestalt von Busfahrten.

Die politische Haltung des Vaters mag für Helmut Lichtenfeld prägend gewesen sein, denn er hatte mit dem Nationalsozialismus ebenfalls nichts im

Sinn und empfand das alles rückblickend als „nur peinlich“. Zurück nach Essen vor dem Ersten Weltkrieg:

3. Kindheit, Jugend, Schule, Ausbildung und berufliche Anfänge in Essen

Helmut Lichtenfeld wurde am 13.3.1915 in Essen als Sohn des technischen Zeichners/Konstrukteurs Heinrich Lichtenfeld und seiner Ehefrau Mary Lichtenfeld, geb. Sehrt, geboren. Vom sechsten bis zehnten Lebensjahr besuchte er die Volksschule, dann das Goethe-Realgymnasium in Essen, das er mit der unter Prima-Reife 1932 verließ.

Er hatte offenbar schlicht keine Lust mehr, weiter zu machen. Er war nicht einer der besten, aber einer der ungehorsamen Schüler und interessierte sich mehr für Sport, insbesondere für Schwimmen, Boxen, Fechten u.a. Er machte noch in fortgeschrittenem Alter das Goldene Sportabzeichen, und zwar zu Bedingungen für 20 Jahre Jüngere.

Im Anschluss an seine Realschulzeit absolvierte Helmut Lichtenfeld 1932 – 1935 eine dreijährige kaufmännische Lehre bei der Firma Friedrich Krupp AG in Essen, in der mehrere Familienmitglieder beschäftigt waren und war anschließend noch ein Jahr dort als Korrespondent im Haupteinkauf tätig. Er leistete 1936-38 den Reichsarbeitsdienst und Militärdienst ab, kehrte 1938/39 noch einmal kurz in seinen früheren Beruf bei der Firma Krupp zurück, bis er 1939 zum Kriegsdienst einberufen wurde.

4. Reichsarbeitsdienst

Den Reichsarbeitsdienst verstand Helmut Lichtenfeld, wie seine gelegentlichen Bemerkungen zeigten, eher als unerfreuliche, aber doch letztlich sportliche Herausforderung, der er aufgrund seiner Größe (1,87) und kräftigen Statur durchaus gewachsen war. Er nahm ihn ansonsten, wie auch sein Gesichtsausdruck auf den Fotos im Nachlass zeigt, eher als missmutig akzeptierte Pflicht hin und, wie er mir später einmal sagte, auch als schlicht ‚verlorene Zeit‘. Hinzu kam, dass er als ‚Flügelmann‘ wegen seiner Körpergröße

und kräftigen Statur immer besonders gefordert war, sowohl was Ordnung und Disziplin wie was besondere Belastbarkeit angeht, z. B. beim Ponton-Schleppen für den Ersatzbrückenbau, bei dem ihm gelegentlich, wie er sich erinnerte, die ‚Schulterhaut in Fetzen‘ herunterhing.

5. Wehrdienst

Ähnlich missmutig waren Helmut Lichtenfelds Erinnerungen an seinen Wehrdienst im Pionier-Bataillon 46 in Minden/West. Er bemühte sich, die erniedrigende Disziplinierung durch geistig unterlegene Unteroffiziere zu ertragen, um möglichst bald wieder in seinen vorher ausgeübten Beruf zurückzukehren und dabei nebenher die erstrebte nachträgliche Weiterqualifikation zur Studierfähigkeit zu erlangen, nachdem er eingesehen hatte, dass sein Schulabbruch ein Fehler gewesen war. Nach dem Abschluss seiner Militärdienstzeit konnte er in der Tat von November 1938 bis August 1939 wieder in seinem früheren Beruf tätig werden und sich um seine Weiterqualifikation bemühen. Dann unterbrach der Ernstfall, die Einberufung zum Kriegsdienst, alle Lebensplanungen.

6. Kriegseinsatz, erste und zweite Verwundung

Im Krieg (Ostfront) wurde Helmut Lichtenfeld zweimal verwundet. Die erste Verwundung erlitt er im Rang eines Unteroffiziers durch einen Granatsplitter. Nach dem Lazarett-Aufenthalt und einer kurzen Kriegsdienstbeurlaubung wurde er an die Ostfront zurückkommandiert.

Dann erlitt er, nun im Rang eines Oberleutnants, eine schwere Verwundung mit anschließender Kriegsdienstbeurlaubung bis 1944. Er hat gelegentlich von dieser Verwundung und seiner Rettung durch einen aufmerksamen Sanitäter erzählt:

Sein Pionier-Kommando war in eine Falle geraten und von zwei russischen MG-Stellungen aus beschossen worden. Es gab fast keine Überlebenden. Als die nachrückende deutsche Truppe den russischen Widerstand niedergeschlagen

hatte, gingen zwei deutsche Sanitäter durch die Reihen der Gefallenen. Helmut, der trotz hohen Blutverlustes noch lebte, sich aber nicht mehr bewegen konnte, hörte einen der Sanitäter sagen: „Lass uns gehen, hier lebt keiner mehr!“ Er habe deshalb laut gerufen und gewunken, bis er den anderen Sanitäter sagen hörte: „Guck mal, der lange Oberleutnant lebt ja noch!“ Dann versagte seine Erinnerung. Als er im Lazarett nach schwerer Operation wieder aufwachte, wurde ihm erzählt, er habe nicht etwa mit den Armen gewunken und laut gerufen, sondern nur den mittleren Zeigefinger gehoben.

Wichtiger als diese Anekdote war ihm, aus welchen Gründen auch immer, dass er keinen Lungensteckschuss sondern einen querliegenden Lungendurchschuss erhalten hatte: „Lungendurchschuss, durch den linken Arm, quer durch die Brust und durch den rechten Arm wieder raus!“ Das ging am Ende so weit, dass er auf dem Sterbebett, kaum noch vernehmbar, stöhnte, es sei ihm „noch nie so schlecht gegangen wie jetzt“. Um ihn nochmals zu erreichen, widersprach ich: „Aber Dein Lungensteckschuss damals war doch auch sehr übel!“ Helmut bäumte sich noch einmal auf, protestierte: „Lungendurchschuss durch den linken Arm, quer durch die Brust und durch den rechten Arm wieder raus“ und sank entkräftet wieder zurück.

7. Studium und Eheschließung mit Irene Lichtenfeld in Österreich

Nach dem Lazarett-/Rehabilitationsaufenthalt erhielt der Schwerstverwundete eine längere Kriegsdienstbeurlaubung. Er nutzte diese Zeit, um die Sonderreifeprüfung (Kriegsnotabitur) abzulegen und mit dem Studium der Wirtschaftswissenschaften an der Universität Köln zu beginnen, das er dann an der Universität Innsbruck fortsetzte und 1944 als Diplom-Volkswirt abschloss.

In Österreich lernte er seine spätere Frau, Irene Lichtenfeld (geb. Hudritsch-Koch) kennen, die er 1944 heiratete. Nach der Eheschließung wurde er abermals an die zurückrollende Ostfront abkommandiert und kam 1946 aus russischer Kriegsgefangenschaft zurück.

8. Familienzufucht im nordhessischen Roda/Burgwald, Promotionsstudium an der Universität zu Marburg

Nach Entlassung aus der Kriegsgefangenschaft ließ sich Helmut mit seiner Frau Irene Lichtenfeld übergangsweise in dem kleinen nordhessischen Dorf Roda (heute Rosenthal/Kreis Frankenberg, Eder) nieder, aus dem die Familie väterlicherseits stammte und wo sich, wie erwähnt, in den Nachkriegsjahren auch Helmut's Eltern, die Familien der beiden Brüder seines Vaters sowie meine Mutter und ich eingefunden hatten. Weil deswegen das Haus überfüllt war, blieb Helmut und seiner Frau nur eine Jagdhütte neben dem Forsthaus auf dem Mühlenberg oberhalb des Dorfes als Bleibe.

Helmut sorgte zunächst als Schwellenleger für den Lebensunterhalt, setzte zugleich an der Universität Marburg seine Studien fort und arbeitete abends und an den Wochenenden an seiner Promotion über ein wirtschaftswissenschaftliches Thema. Später verlegte das junge Paar seinen Wohnsitz nach Marburg, wo Helmut im August 1949 mit einer wirtschaftswissenschaftlichen Dissertation zum Thema „Die landwirtschaftlichen Verhältnisse des Landkreises Marburg“ zum Dr. rer. pol. promovierte.

9. Beschäftigungsverhältnisse 1949/50

Nach seiner Promotion in Marburg arbeitete Helmut Lichtenfeld zunächst ab Oktober 1949 in einem kaufmännischen Zulieferungsbetrieb der Montanindustrie in Essen als Korrespondent und stellvertretender Geschäftsführer. Von Januar bis September 1950 war er Hauptassistent und stellvertretender Leiter des Instituts für sozialwissenschaftliche Forschung in Darmstadt (Leiter: Professor Dr. Schachtschabel). Ab Oktober 1950 war Helmut Abteilungsleiter der Sozialforschungsstelle des Statistischen Amtes der Stadt Frankfurt und verlegte den Familienwohnsitz auch dorthin.

10. Public Relations I: die Griffon Gesellschaft für Marktpflege mbH, die Schlagzeugfirma Sonor und die Jazz-Zeitschrift ‚der drummer‘, 1953-56

Anfang der Fünfzigerjahre kam eine entscheidende Wende in der beruflichen Entwicklung von Helmut Lichtenfeld vom wirtschaftswissenschaftlichen Marktanalytiker und demographischen Forscher in den Bereich der Werbung und der in Deutschland noch jungen, seinerzeit noch Öffentlichkeitsarbeit genannten Public Relations-Arbeit, auch wenn er in den Folgejahren noch immer wieder zur Ergänzung seines Einkommens Marktanalysen betrieb.

Am Beginn dieser Wende stand seine Beschäftigung in dem Frankfurter PR-Verlag ‚Griffon Gesellschaft für Marktpflege mbH‘, in die Helmut Lichtenfeld als Abteilungsdirektor und Schriftführer eintrat. Die Firma Griffon betrieb gelegentlich auch Direktwerbung (z.B. für die Minox B, mit einem Werbebild von Helmut Lichtenfeld) arbeitete ansonsten aber vorwiegend als Verlag, insbesondere von Jugendbüchern sowie als PR-Agentur im Auftrag von anderen Firmen. Das galt auch für die Schlagzeugfirma ‚Sonor‘, für die Helmut Lichtenfeld bei Griffon als Schriftführer die bald berühmte Jazz-Monatszeitschrift ‚der drummer‘ aufbaute, die ihn mit den verschiedensten Größen der Jazzmusik in Kontakt brachte.

Schließlich gelang es Helmut Lichtenfeld, für die Deutsche Bundesbahn einen ähnlichen Auftrag (zunächst: ‚Auf eigenen Rädern‘) einzuwerben. Über dieses neue und vielversprechende Engagement für die DB kam es zum Bruch mit der Geschäftsleitung der Griffon-Gesellschaft, weil sein Wunsch, Teilhaber zu werden, nicht akzeptiert wurde. Helmut Lichtenfeld schied aus, nahm den noch zu gestaltenden neuen Auftragsbereich mit und baute in Frankfurt seine eigene PR-Agentur auf: den ‚Senator-Verlag‘.

11.Public Relations II: der Senator Verlag, die DB und die Jugendzeitschrift ‚Pfiff‘/‘DB mit Pfiff‘, 1957-86

Das letzte, noch von Helmut Lichtenfeld als Schriftführer bei der Griffon-Gesellschaft betreute Heft des ‚drummer‘ (12/1956) erschien Ende 1956. Das erste Heft des ‚Pfiff‘ (1/1957) im neuen Senator-Verlag erschien im Frühjahr 1957. Der Frankfurter Senator-Verlag bezog Quartier zunächst in der Bockenheimer Landstraße im Frankfurter Westend, ganz in der Nähe der DB-Hauptverwaltung, dann unter der Redaktionsadresse Oberlindau 102, wo es ein

Sekretariat (Frau Würdig, später Frau Roth), ein Chefbüro, einen Arbeitsraum für freie Mitarbeiter und ein Archiv gab. Dort arbeitete Helmut Lichtenfeld tagsüber, nachmittags und abends oft in seiner gemieteten Privatwohnung in der Beletage der (später abgerissenen) Jugendstilvilla in der Frankfurter Wiesenau 34.

Wichtigstes Arbeitsgebiet des Senator-Verlags war die Begründung und Herausgabe der Eisenbahn PR-Jugendzeitschrift ‚Pfiff‘ (ab 1/1967 ‚DB mit Pfiff‘). Die Farbdruckzeitschrift mit ihrem modernen Layout (Fotograf und Grafiker Hoedt) erschien von 1957 bis 1986, mit in der Regel fünf bis sechs Ausgaben pro Jahr. Sie hatte mit zeitweise bis zu 500.000/600.000 Exemplaren eine weitaus höhere Auflage als zum Beispiel Jugendzeitschriften wie ‚Bravo‘ und ‚Rasselbände‘. Sie war (wie früher der ‚drummer‘) zu einem mit einem nur versand- und portodeckenden Preis (40, später 50 Pfennig) beim Verlag zu beziehen und kostenlos beim Auftraggeber, in diesem Falle bei der Bundesbahn erhältlich und lag auch in den Zügen aus - wie heute die Zeitschrift ‚mobil‘, die sich allerdings an alle Altersgruppen wendet.

Es ging bei der Jugendzeitschrift ‚Pfiff‘ darum, PR-Werbung für die Bundesbahn zu betreiben, das Interesse am Schienennetz anstelle des Straßennetzes zu wecken und um Nachwuchs für die Bundesbahn zu werben, weshalb zunächst auch vorwiegend männliche Jugendliche angesprochen wurden. Erst später erschienen immer häufiger auch Mädchen auch auf den Titelbildern (z.B. 3/69, 2/70, 2/71, 3/71, 2/73, 1/74 u.ö.). Ein kompletter Satz der ‚Pfiff‘-Hefte wurde von mir an das Technik-Museum abgegeben.

Noch zwei Jahre vor Ende meiner Schulzeit am Nürnberger Melanchthon-Gymnasium wurde ich von meinem Onkel Helmut Lichtenfeld zur Mitarbeit am Pfiff eingeladen und das Heft 2/1961 zeigt mich (erster von rechts) auch auf dem Titelblatt und im Heft selbst (aus der gleichen Fotoserie stammten auch Bilder in den Heften 3/1961 und 3/1985, S. 22). Nach dem Abitur und in den ersten Semestern meines Studiums war ich als wichtigster Mitarbeiter für den Pfiff engagiert.

Ich war auch als Nachfolger in der Firma vorgesehen. Deshalb hat mein Onkel immer dafür geworben, dass ich nicht in Erlangen, sondern in Frankfurt

studieren möge und für mich später, nach seinem Umzug nach Kriftel im Vordertaunus, in seinem neu gebauten Haus (s.u.) sogar ein Arbeitszimmer vorgesehen, damit „die Pendelei zwischen Erlangen und Frankfurt ein Ende“ finden möge.

Ich bin indes bei der „Pendelei“ geblieben, weil der Frankfurter Job bei Präsenz am Ort zweifelsohne noch stärker ausgewuchert wäre. Ich habe vielmehr diese Tätigkeit später ganz aufgegeben, als mir Arbeitsangebote an der Universität gemacht wurden, die am Ende in eine Universitätslaufbahn einmündeten. Noch in den siebziger Jahren hat mir mein Onkel das Angebot gemacht, mir den Verlag zunächst hälftig und später ganz zu übertragen mit einigen von ihm angebahnten Großaufträgen und ihn nach seinem Rückzug dann mit einer lebenslangen Gewinnbeteiligung abzufinden, was mir aber zu riskant und ohnehin in der Sache keine Alternative mehr zur eingeschlagenen Universitätslaufbahn war.

Mein Vermittlungsangebot bestand dann darin, dass ich auf den Wunsch meines Onkels an einer mehrere Leitzordner umfassenden ‚Analyse‘ der von Mitte der 1950er bis Ende der 1960er erschienenen Pfiff-Hefte mitarbeitete, in der für meine Nachfolger in der Redaktion und auch für meinen Onkel selbst, die redaktionellen Geheimnisse Pfiff-Produktion, jeweils mit Beispielen, zusammengetragen waren. Das Ganze war durchnummeriert, so dass einem der späteren freien Mitarbeiter, von denen mir nur noch die Namen Reinhard Gumbert und Wilfried Kohlmeier in Erinnerung sind, entsprechendes Material mitgegeben werden konnte mit Hinweisen auf die entsprechenden Nummern von Textbeispielen für den Aufbau des zu schreibenden Artikels. Das scheint dann nach meinem Ausscheiden ganz gut funktioniert zu haben.

In der Zeit, in der ich beim Pfiff engagiert war, hatte ich die Aufgabe, die Inhalte für die kommenden Hefte zu planen, zentrale Artikel selbst zu schreiben und alle anderen zu redigieren und zu lektorieren. Freie Mitarbeiter sorgten für den entsprechenden Informationszufluss. Jedes Heft war mit der Bundesbahn abzustimmen, wobei dies zunächst immer auf der Präsidialebene geschah, weil Bundesbankpräsident Prof. Heinz Maria Oeftering besonderes Interesse an dieser PR-Arbeit hatte.

Für die Intensivierung der PR-Arbeit wurde ein bundesweites Netz von Pfiff-Klubs aufgebaut, die zeitweise rund 25.000 Mitglieder umfassten, eigene, von der Redaktion ausgestellte bunte Klub-Ausweise hatten und mit einer von uns als Taschenbuch herausgegebenen Club-Fibel sowie einem „Hobby-Berater“ versorgt wurden. An der Aufbauarbeit war auch meine Mutter, Helmut Lichtenfelds Schwester Marianne Bade-Weidemeyer, geb. Lichtenfeld, in Nürnberg beteiligt. Später wurden Korrespondenzen zwischen den Pfiff-Klubs und der Redaktion von einem eigens dafür eingestellten Mitarbeiter in der Redaktion übernommen. Die einzelnen Hefte des 'Pfiff' wurden an die Adressaten von der Redaktion aus übersandt, jeweils mit einem anfeuernden Begleitschreiben.

„Zum Konzept der Zeitschrift ‚Pfiff‘ gehörte die Ermunterung, Bahnhöfe sowie andere Anlagen der Eisenbahn, aber auch Technikmuseen zu besuchen, die Ergebnisse der Besuche und Gespräche gemeinsam aufzuarbeiten, entsprechende Dokumente zu sammeln und mit anderen Gleichgesinnten in Verbindung zu treten“, hat der Oberkustos am DTMB Dr. Alfred Gottwald (+) in einem gut recherchierten Artikel über Helmut Lichtenfeld zutreffend geschrieben. „Mit dem bunten Klubausweis ausgerüstet, machte man sich zum Beispiel auf den Weg ins nächste Bahnbetriebswerk, das Notizheft und den Fotoapparat immer dabei. Mit den ‚Fototips‘ wurden an die Jugend wichtige Tipps weitergegeben. Die modernen Fahrzeuge der Bundesbahn stellten sich den Lesern in manchmal etwas gezwungen modern klingender Sprache vor: ‚Ssst, vorbei – 103!‘ Und mit ‚Tim Nörgelkopf‘ gab man einem sommersprossigen Freund der guten alten Dampflokomotive ein wenig Raum im Abseits.“

Zuweilen gab es auch Wettbewerbe um Preise, womit das Klubleben sichtlich intensiviert wurde. Dazu gehörte zum Beispiel das Sammeln von Lok-Nummern bei ein- und ausfahrenden Zügen auf Bahnhöfen, womit dann große eiserne Lokschilder berühmter Lokomotiven als Preise zu gewinnen waren (z.B. 4/63), auch dann, wenn zum Beispiel ein örtliches Presseorgan über die Aktivität eines Pfiff-Klubs berichtete. Zunächst war auch erwogen worden, eine für ein Eisenbahnausbildungswerk en miniature nachgebaute, ca. 3 kg schwere rote Diesellok (MAK 800011) mit beweglichem Fahrgestell, einschiebbaren Puffern, aufklappbaren bzw. aufschiebbaren Motor- und Getriebeklappen etc. als Preis

auszuschreiben. Das unterblieb dann, die gewaltige Lok blieb auf dem Schrank im Arbeitszimmer meines Onkels stehen und ist heute in meinem Besitz.

Der ‚Pfiff‘ war lange ein geradezu legendäres Erfolgsprojekt, dessen Geheimnis die emotionale Ansprache der Jugend im Blick auf die moderne Eisenbahn (nicht die bei der DB wenig beliebten Dampflok- Nostalgiker, die mein Onkel etwas distanziert als „Pufferküsser“ bezeichnete). Das Engagement der ‚Pfiff‘-Klub-Mitglieder, für die dieses Klubleben nach eigenen Zeugnissen zum Teil sogar jugendgeschichtlich prägend wurde, war zum Teil regelrecht überschäumend und musste von der Redaktion in Grenzen gehalten werden: In einem durchaus lebensgefährlichen Falle mussten Kinder von der Bahnpolizei aus dem Gleisvorfeld des Frankfurter Hauptbahnhofs herausgeholt werden, wo sie versuchen wollten, mithilfe eines Tonbands die Fahrtgeräusche ein- bzw. ausfahrender Züge aufzunehmen.

Von besonderem Interesse für die Bundesbahn und damit auch für den ‚Pfiff‘ war der Zugang zu den Schulen, weshalb zum Beispiel größere Konvolute zusammen mit einem Anschreiben an die Schulleitungen versandt wurden, um diese zu animieren, die Zeitschrift für ihre Schule zu bestellen. Zugleich sollten die schulischen Adressaten animiert werden, möglichst positiv auf diese Angebote zu antworten, mit Anschreiben, die dann wiederum dem Auftraggeber, der Bundesbahn, in Kopie vorgelegt werden konnten.

Die Krise von ‚DB mit Pfiff‘ begann in den späten siebziger Jahren, weil sich das Grundkonzept der Verbindung von Abenteuer und belehrender, zum Teil auch gestelzt wirkender Information abrieb, das Niveau abflachte. Hinzu kam, dass Vorschläge des Senator-Verlags, die Zeitschrift ganz neu auszurichten und dabei auch für ältere Lesergruppen zu öffnen, bei der Bahn ebenso wenig Widerhall fanden wie der von mir schon sehr früh gemachte Vorschlag, die technikbesessenen Informationen über die Bundesbahn und ihr Personal stärker zurücktreten zu lassen zugunsten von großen Bildern mit kleinen Erläuterungstexten und Berichten auch aus anderen Lebensbereichen.

Das scheiterte an der bei der Bundesbahn lange vorherrschenden, von uns für abwegig gehaltenen Vorstellung, die Passagiere würden während ihrer Reise lieber technische Informationen über ihr Fortbewegungsmittel lesen. Später

erst sind dann, unter dem Einfluss der amerikanischen PR-Agentur McCann, von der Bundesbahn entsprechende Marktanalysen gemacht worden, die unsere Ergebnisse bestätigten („Alle reden vom Wetter – wir nicht!“) und dann letztendlich auch zur Offenheit gegenüber dem ganz anderen Outfit der Zeitschrift ‚mobil‘ führten. 1986 gab Helmut Lichtenfeld auf, ‚DB mit Pfiff‘ wurde eingestellt und ging in der DB-Kundenzeitschrift ‚Blickpunkt‘ auf. Die Redaktionsräume wurden aufgelöst, Helmut Lichtenfeld versuchte sich noch in einigen weiteren Projekten (z.B. Palmengarten in Frankfurt) und zog sich im Alter mehr und mehr ins Privatleben zurück.

14. Scheitern und Scheidung der Ehe mit Irene Lichtenfeld

Helmut und Irene Lichtenfeld erlebten glückliche und lebensfrohe Jahre in Frankfurt am Main. Es wurde viel gefeiert, insbesondere im ‚Äppelwoi‘-Viertel, wo noch Jahre nach der Trennung von Irene in einem der größeren Lokale die Kapelle zur Erinnerung an sie die „Rose vom Wörthersee“ intonierte, wenn Helmut das Lokal betrat.

Für das spätere Scheitern der Ehe von Helmut und Irene Lichtenfeld trug indirekt ein schon sehr früh liegender tragischer Umstand bei: Irene Lichtenfeld stammte aus einer Kärntner Gastwirtsfamilie in dem im Rosenthal gelegenen Ort Weizelsdorf an der Drau. Sie hatte einen als Erbe des Gasthofs mit Fremdenzimmern vorgesehenen Bruder namens Otto, der Mitglied der Waffen-SS war. (Seinen silbernen SS-Totenkopfring mit dem eingravierten Namen ‚Heinrich Himmler‘ habe ich an das Holocaust-Museum abgegeben).

Nach schwerer Kriegsverletzung und Malaria-Erkrankung gegen Ende des Krieges kam Irenes Bruder Otto erst im Herbst 1947 aus amerikanischer Kriegsgefangenschaft nach Kärnten zurück. Er verunglückte wenig später beim Schwimmen in der gefährlichen Drau, als er in tödliche Strudel geriet, wobei sein abgetriebener Leichnam erst Wochen später sehr viel weiter stromabwärts aufgefunden wurde. Die Nachricht von seinem Tod erreichte Irene Lichtenfeld zu der Zeit, als sie mit ihrem Mann noch in dem erwähnten Jagdhaus im nordhessischen Roda wohnten (Adresse: ‚Roda, Kreis Frankenberg (Eder) am Mühlenberg, Deutschland, US-Zone‘).

Damit kam später das Erbe des noch knapp zwei Jahrzehnte von einem Pächter weitergeführten und heruntergewirtschafteten Gasthofs in Weizelsdorf an Irene Lichtenfeld. Als sich ihre Mutter nach dem Tod des Vaters aus Altersgründen nicht mehr um den Betrieb kümmern konnte, zog Irene Lichtenfeld zurück nach Kärnten, um das Unternehmen am Leben zu halten. Helmut Lichtenfeld reiste viele Jahre immer wieder mehrmals nach Kärnten, um seine Frau wieder zu sehen und engagierte sich zugleich mit zahlreichen Ideen für eine durchaus attraktive Neugestaltung des Gastwirtschafts- und Fremdenverkehrsbetriebs.

Aber die scheinbar ohnehin brüchig gewordene Ehe litt zusätzlich unter der großen Distanz und ging schließlich ganz in die Brüche. Im Sommer 1970 meldete sich Irene Lichtenfeld auch amtlich aus Frankfurt, Wiesenau 34 ab und 1976 wurde die Ehe rechtskräftig geschieden. Dies geschah allerdings zu einer Zeit, in der beide Partner schon geraume Zeit eigene Wege gingen.

15. Neue Partnerschaft, Ansiedlung in Kriftel i.Vordertaunus 1971, Tod 2003

Ende der 1960er Jahre fand Helmut Lichtenfeld eine letzte, dauerhafte Partnerin: Es war Änni Göttlinger (1925-1998), geschiedene Mutter mehrerer schon erwachsener Kinder aus Kriftel im Vordertaunus. Sie vermittelte auch das Grundstück, auf dem 1970 sein neues Haus in Kriftel im Vordertaunus gebaut wurde, in das beide Anfang 1971 einzogen. Nach dem Ende von 'DB mit Pfiff', der nachfolgenden Auflösung des Senator-Verlags und dem schrittweisen Rückzug ins Privatleben seit Ende der 1980er Jahre standen große Reisen in Europa, nach Nordafrika, in die Vereinigten Staaten und rund um die Welt auf dem Programm.

Mit seiner letzten Lebenspartnerin, die ihn gerne umsorgte, verband Helmut ein inniges Liebesverhältnis. Über mehr als zwei Jahrzehnte hinweg zum Beispiel schrieb er ihr nicht nur zu jedem Geburtstag, sondern auch zu jedem Jahreswechsel eine Botschaft inniger Zuneigung und kaufte am Ende auch eine gemeinsame Grabstätte in Kriftel. Im Stillen hatte er wohl davon geträumt, dass er dereinst von seiner zehn Jahre jüngeren Partnerin, mit der er nach

außen hin zwar Eheringe tauschte, aber keine neue Ehe einging, gepflegt werden würde – es sollte umgekehrt kommen:

Änni Göttlinger erkrankte Mitte der 1990er Jahre schwer, wurde von Helmut lange hingebungsvoll gepflegt, erlitt dann 1997 eine doppelte Lungenembolie, verbrachte lange Zeit im Krankenhaus und starb Anfang 1998 unter auch für Helmut tragischen Umständen: Da beide nicht verheiratet waren, verweigerten ihm die Söhne, mit denen es einen Konflikt um von Helmut Lichtenfeld geliehenes Geld gegeben hatte, den Zutritt ins Krankenhaus. Sie räumten nach ihrem Tod Helmut's Haus in Kriftel von allem aus, dass irgendwie ihrer Mutter zugeschrieben werden konnte, darunter auch die reichen Geschenke, die er ihr gemacht hatte. Selbst das Tafelsilber wurde mitgenommen und Helmut aß am Schluss mit einem billigen Aluminiumbesteck, das er bewusst nicht ersetzte.

Was ihm von seiner geliebten letzten Lebenspartnerin am Ende blieb, waren Fotos und der nur symbolisch getauschte ‚Ehering‘. In seinen letzten fünf Jahren lebte Helmut Lichtenfeld zurückgezogen, von einer Haushälterin betreut, in Kriftel und starb am 2. Januar 2003.

Klaus J. Bade
Berlin, 1.12. 2018